

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 8

Artikel: Der Schoner "Frag' mich nicht"
Autor: Gabelentz, Georg von der
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mütter in verschiedenen Bildnissen festgehalten. Unvergesslich wird in aller Erinnerung das Bildnis der Mutter Albrecht Dürers bleiben, der „frummen Barbara“, wie sie der Sohn mit einigen Kohlenstrichen gezeichnet hat. Die alte Frau hatte viel „Krankheit, große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnisches Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit,“ doch ist sie „nie rachselig gewesen, sondern allweg fleißig“, und dies drückt sich auch in ihrem Gesichte aus, das mit seinen unzähligen schweren Furchen und den müden Augen das ganze Leid der Welt widerspiegelt.

Nicht minder viel Schmerz, wenn auch in verklärter Weise, findet sich auf dem Bildnis von Feuerbachs Mutter, der man das Leben voll reicher Erfahrungen und den endlichen stillen Verzicht deutlich anmerkt. „Wer in Schmerz geweiht ist, dem kann niemand seine Krone nehmen,“ sagte Henriette Feuerbach selbst einmal, und diese Vornehmheit um geistige Höhe der Charakterisierung leuchtet auch aus dem Portrait der alten Frau, deren leichte Verschlossen-

heit doch nichts zu sein scheint als sorgsam zurückgedämmte Liebe.

Daß Rembrandt seine Mutter immer wieder malte, ist allgemein bekannt. Eine Patrizierin scheint uns diese alte Frau zu sein, eine Frühgealterte, aber doch zur Ausgeglichenheit des Daseins-Gelangte. Die leicht gebeugte Gestalt, die etwas demütige Haltung zeugen für die Ergebenheit in das Schicksal: Mensch und Mutter. Verwandt dieser alten Frau, aber aus dem Vornehmen hinweggerückt in das einfach Volkhafte, so lernen wir die Mutter Hans Thoma's aus dem Bilde ihres Sohnes kennen. Ihrem Blick wohnt eine gewisse frauenhafte Sehnsucht zur Ferne inne, ein Etwas, das schon über diese Erde hinaus in Gesilde weist, die dem gewöhnlichen Auge verschlossen sind. So wird sie, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, zum Symbol, zum Gleichnis für alle Mütter. Mutter-Sein, das fühlt man aus diesem Bilde, ist ein herrliches Glück, ein noch viel größeres aber, — eine zu besitzen!

Auf das Grab von Schillers Mutter.

Aleversulzbach, im Mai 1859.

Nach der Seite des Dorfes, wo jener alternde Zaun dort
ländliche Gräber umschließt, wall ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel; es kennen die ältesten Greise
kaum ihn noch, und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.
Siegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen;
dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose! dich find' ich allein statt anderer Blumen;
ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz; entzünde dich herrlich
am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

Eduard Mörike.

Der Schoner „Frag' mich nicht“.

Kurzgeschichte von Georg von der Gabelentz.

Der Himmel warf sein blauestes Licht auf die Wellen des Meerbusens von Biscaya, und im Winde blähte sich das Sonnensegel über einer Gruppe von mehreren Herren, die sich in Bordstühlen um die hübsche Baronin Dörnsberg versammelt hatten. Das war so zur Gewohnheit der Zeit nach dem See geworden. Man plauderte beim Rauschen der Wellen, die an der Schiffswand vorübergischteten, blickte über die

blitzende Fläche des weiten Meeres und erzählte sich im halben Träumen allerlei Geschichten.

Auch heute hatte sich Kapitän Sörensen zu der Gesellschaft gefunden. Er saß der kleinen Baronin gegenüber, bewunderte, wie die andern, ihr niedliches Gesicht mit dem schalkhaften Ausdruck und die leuchtende Blondheit ihrer Haare.

Gleich einem leichten Ball, den spielend einer dem andern zuwirft, ging das Gespräch hin und

her, und schließlich erzählte einer der Herren von einer merkwürdigen Notiz in einer Zeitung. Ein Dampfer des Norddeutschen Lloyd sei unweit von Teneriffa einem unter vollen Segeln fahrenden Schoner begegnet, den man vollkommen ohne Besatzung gefunden habe. Das verlassene Schiff hatte einen unheimlichen Eindruck gemacht, es schien fluchtartig verlassen worden zu sein.

Frau v. Dörnsberg hörte erstaunt die Geschichte an und meinte endlich vor sich hin:

„Man wird das Rätsel nie erklären.“

Kapitän Sörensen, in eine Wolke von Tabak gehüllt, blieb schweigsam. Vor ihm stand das dritte Glas Grog, denn er verachtete den Tee, und es gab unter den Hamburger Kapitänen, Maaten, Steuerleuten und andern Seefahrern keinen, der es an Trinksfestigkeit mit Sörensen aufgenommen hätte. Aber es gab unter diesen wohl auch keinen, der von seinen Fahrten so unterhaltend zu plaudern verstand.

Plötzlich wendete sich die junge Frau an ihn.

„Nun, Herr Kapitän, Sie sagen nichts? Ich wette, hier ist ihr Latein zu Ende. Oder ist Ihnen das Schiff etwa ebenso begegnet, wie andern Seeleuten jener bekannte fliegende Holländer? Sie verneinten gestern Abend das Übernatürliche, nun, hier scheint es aber doch handgreiflich da zu sein.“

Die Gäste schauten lachend auf den Kapitän, er würde gewiß den Aberglauben seiner Gewohnheit gemäß wieder mit einem Scherz abtun; der aber erwiderte ruhig:

„Ich kenne den Schoner recht gut. Ja, ich bin sogar selbst einen Tag lang auf ihm gefahren.“

„Wirklich? Nun also!“ rief Frau v. Dörnsberg und richtete sich lebhaft in ihrem Stuhle auf. „Da haben wir's! Setzt lassen Sie uns aber nicht länger im Ungewissen. Nun spinnen Sie einmal ein gespenstisches Garn und lösen Sie uns das Rätsel.“

„Ja“, meinte Sörensen, „erzählen will ich's Ihnen wohl, aber das Rätsel wird Ihnen auch dann wahrscheinlich um nichts gelöster erscheinen. Im Gegenteil, Sie werden am Ende mit der ganzen Sache nur noch tiefer ins Dunkel geraten. Aber, da Sie so freundlich mich auffordern, will ich Ihnen von einer Nacht erzählen, die ich nur ausgehalten habe dank meiner guten Nerven und meiner von Ihnen so oft verlach-

ten Fähigkeit, eine tüchtige Menge Alkohol zu vertragen.“

Ich führte damals vorübergehend die Yacht des Großherzogs von Weimar, und wir kreuzten in der Nähe der Azoren. Eines Morgens, nachdem sich ein leichter Nebel gelichtet hatte, tauchte neben uns plötzlich mit scheinbar gleichem Kurs ein Schoner aus dem Dunst, auf dessen Deck wir, seltsamerweise, trotz aller Gläser, nicht eine menschliche Seele entdecken konnten. Wir steuerten näher, bis wir nur noch etwa hundert Meter von ihm entfernt waren; das Deck des Seglers blieb völlig leer. Selbst am Steuer schien niemand zu stehen.

Etwa eine Stunde liefen wir bei ruhiger See Seite an Seite, da wurde dem Großherzog die Geschichte zu dumm, und er befahl, dicht heranzugehen und unser Boot auszufegen. Wir hielten ein wenig Kurs voraus, ließen das Boot herab und enternten drüben wie die Seeräuber an Bord, der Großherzog, ich und noch ein Matrose.

Tatsächlich war auf dem Segler kein menschliches Wesen zu sehen, weder oben an Deck, noch drunten. Niemand stand am Steuer, die wenigen Kajüten waren leer und machten alle den Eindruck, als seien sie kürzlich erst und in größter Hast verlassen worden, wie man ein Schiff verläßt, das in der nächsten Minute sinken kann. Auch das Fehlen eines Rettungsbootes deutete darauf hin, daß die Besatzung sich auf und davon gemacht hatte. Warum aber mochten sie das Schiff verlassen haben? In einen Sturm war es nicht geraten, alle Segel hingen intakt an den Masten, auch hatten wir seit Tagen nur das beste Wetter gehabt, und nirgends zeigten sich die geringsten Spuren einer überstandenen Seenot.

Und dennoch trieb der Schoner verlassen dahin.

Der Großherzog faßte den Gedanken, ihn ins Schlepptau zu nehmen, um ihn nach Madeira zu schaffen und gestattete mir, noch einige Stunden auf ihm zuzubringen, da mich eine unwiderstehliche Lust packte, dem Geheimnis des Fahrzeugs auf den Grund zu kommen.

Warum mich dieser Wunsch mit solcher Stärke überkam, kann ich heute kaum mehr sagen. Aber ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, eine Nacht an Bord des fremden Seglers zu verbringen und zwar, lachen Sie mich nicht aus, weil ich die bestimmte Überzeugung gewonnen hatte,

daß irgendein ganz absonderliches Ereignis die Besatzung vertrieben haben konnte. Man hat ja so manchmal Ideen, die einen nicht wieder loslassen, so unsinnig sie einem auch anfangs erscheinen mögen.

Indessen das Boot im Schlepptau der großherzoglichen Yacht über die See hinglitt, suchte ich nach irgendwelchen Papieren. Aus dem Inhalt der gefundenen wurde ich nicht viel klüger. Das Schiff war aus dem Nachlaß eines gewissen Mr. Willcox an einen Mr. Smith verkauft worden. Warum aber dieser Mr. Smith seine Yacht eiligst verlassen, war aus den Papieren nicht zu ersehen; ich blieb aufs Raten angewiesen, und das brachte mich nicht weiter.

Die Yacht war übrigens nicht übel eingerichtet, und die Kabine des Besitzers mit viel Behaglichkeit ausgestattet. Ich machte es mir in ihr bequem, als die Dämmerung kam, und schleppte einen Korb Kognak herein, den ich unverfehrt vorfand, bester französischer Kognak, Marke Hennessy. Bei so einer Flasche ließ es sich schon eine Nacht auf dem Boot aushalten.

Die See war vollkommen ruhig, die Yacht fuhr, kaum bewegt, im Kielwasser der großherzoglichen dahin, und ich freute mich meiner Laune, an Bord des verlassenen Schiffes gegangen zu sein. Schade nur, daß ich den herrlichen Wein allein genießen mußte, und ich beschloß, die übrigen Flaschen am andern Morgen mitzunehmen, denn ich glaubte nicht an die Möglichkeit, je ihren früheren Besitzer zu finden.

Während ich so in aller Behaglichkeit bei einer Zigarre saß, überkam mich plötzlich das Gefühl, vor irgendeinem überraschenden Erlebnis zu stehen. Den Menschen kann ja manchmal so eine dumpfe Ahnung überfallen, ohne daß man einen Grund solcher Empfindung angeben könnte. Sie ist plötzlich da, wie eine Sturmwolke am Himmel. Es hilft nichts, als dem Ding ruhig ins Auge zu sehen.

Ich war im Begriff, mir die zweite Zigarre anzustekken, da öffnete sich die Tür der Kajüte, und ein Herr trat ein. Es war ein Mann in mittleren Jahren, er machte mir den Eindruck etwa eines Gelehrten oder Geistlichen. Seine Kleidung war nicht so, wie man sie auf einer Seefahrt zu tragen pflegt, und dies war das erste, was mich an seiner Erscheinung in Erstaunen setzte. Er hatte einen Bratenrock an. Stellen Sie sich vor, einen langen, flatternden Bratenrock, wie ein Professor auf dem Katheder.

Mehr aber wunderte mich noch, wo und warum in aller Welt sich der Mann bisher im Boot versteckt gehalten hatte. Oder war er eben erst an Bord gestiegen?

Der Fremde verbeugte sich, als er mich gewahrte, und nahm ohne weiteres mir gegenüber Platz. Dann zog er aus allen Taschen seines Rocks Stöße mit Zahlen bedeckter Papiere, dazu eine kleine, wassergefüllte Flasche, putzte umständlich eine Brille, setzte sie sich auf die Nase, nahm einen Bleistift zur Hand, stellte ein leeres Glas neben das Wasserfläschchen und begann, indem er in reinstem Englisch die Tropfen zählte, das Wasser von dem einen Fläschchen in das andre umzufüllen.

Ich ließ den sonderbaren Kerl ruhig gewähren, neugierig, was das wohl zu bedeuten hätte.

„Fünfhundert Tropfen Meerwasser“, erklärte er triumphierend, „ich habe mich nicht verzählt! und da ich heute morgen in einem Tropfen dieses Wassers sechsundachtzig Meerwürmer der Spezies mit dem Mikroskop gefunden habe, so ergibt das auf das Fläschchen eine Menge von vierhundertunddreißigtausend Würmern.“ Und nun rückte er mit seinem Stuhl an meine Seite, wühlte in den mit Zahlen bedeckten Bogen und rechnete mir vor, wieviel solcher Würmer auf den Kubikmeter Wasser, wieviel auf den Kubikmeter und schließlich, wieviel auf den Wassergehalt des Biscanischen Meerbusens, des Atlantischen Ozeans, des gesamten Weltmeeres kämen, unter der Voraussetzung, daß das Meerwasser überall die gleiche Anzahl dieser winzigen Würmer im Kubikzentimeter enthalte. Nun aber habe er beim Umherkreuzen gefunden, daß die Anzahl der Meerwürmer im Mittelmeer an der afrikanischen Küste auf hundertundzwei im Durchschnitt steige, in der Adria auf dreiundachtzig sinke, im Kanal wiederum auf achtundachtzig anwachse, dagegen in der Nordsee . . .“

Bis hierher hatte ich geduldig zugehört. Jetzt aber fiel ich diesem Menschen in die Rede und bat ihn dringend, mich mit solchen Berechnungen in Frieden zu lassen, die doch zu nichts führen könnten. Und überhaupt, wer er sei und was er in aller Welt auf meinem Schiffe suche.

„Erlauben Sie“, antwortete der seltsame Gast in gereiztem Ton, „es ist sogar vom höchsten Werte, die genaue Anzahl dieser Meerwürmer zu wissen. Ich berechne sie im ersten Teile eines großen Werkes, während ich im zweiten die An-

zahl oder genauer Unzahl der Mikroben, Wasser­spinnen, Krebse, im dritten die der Fische nach den verschiedenen Meeren festzulegen denke und im vierten . . .“

Wieder unterbrach ich den Mann, der aus einer Aktentasche einen neuen Stoß zahlen­bedeckter Papiere vor mich hinbreitete:

„Halten Sie ein, Mensch“, herrschte ich ihn an, „an den Büchern muß ja die ganze Menschheit verrückt werden! Und was soll das?“

„Was das soll?“ erwiderte der Fremde. „Das will ich Ihnen erklären, wenn Sie nur die Freundlichkeit haben, mich ausreden zu lassen. Es handelt sich nämlich darum, in einem fünften Teile zu berechnen, in welchem Zeitraum das Meer verdunstet sein könnte und welche Humusschicht alsdann durch die auf dem Meeresboden verwesenden Körper der Fische, Würmer, Krebse, Konchylien usw. entstehen würde. Der sechste Teil meines Werkes endlich wird die Möglichkeiten der Verwertung dieser Humusschicht im Interesse der Menschheit einmal im getrockneten und pulverisierten Zustand . . .“

Der Kerl legte mir seine Papiere auseinander, die spitze Nase in seine Zahlenreihen vergrabend, hielt er einen nicht endenwollenden Vortrag. Alle Bitten, Beschwörungen, Drohungen blieben wirkungslos. Er überschüttete mich förmlich mit einem Trommelfeuer von Zahlen, die wie Schlossen einer Gewitterbö auf mich niederprasselten.

Endlich sprang ich auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Herr!“ brüllte ich ihn an. „Sie haben nicht das Recht, mich mit ihren blödsinnigen Meerwürmern, Fischen, Wassertropfen und dergleichen um den Verstand zu bringen! Halten Sie um Gotteswillen ein und trinken Sie ein Glas dieses herrlichen, alten Hennessy, sonst müssen Sie in einer Stunde tot umfallen.“

Ich goß dem Fremden ein Wasserglas voll Cognak, das er hastig leerte. Der Erfolg war zunächst schrecklich.

„Ah“, sagte er, „das gibt mir neue Kraft! Wenn es auch spät geworden ist, was tut's? Lassen Sie mich in meinen Erklärungen fortfahren. Sie müssen nämlich wissen — Verzeihung, ich stellte mich wohl noch nicht vor, mein Name ist Professor Willcox.“

So lautete doch der Name des Mannes, aus dessen Nachlaß ein Mr. Smith seinerzeit die Yacht gekauft hatte.

„Professor Willcox?“ fragte ich. „Da sind Sie wohl gar ein Verwandter des Herrn, der diese Yacht einst besessen hat? In den Papieren hier fand ich, daß ein Mr. Smith das Boot im April 1922 aus der Hinterlassenschaft eines verstorbenen Mr. Willcox erworben hat.“

Ruhig lächelnd blickte mich der Professor an. „Der verstorbene Mr. Willcox bin ich selbst.“

Ich glaubte, der Mensch wollte sich einen Scherz mit mir machen.

„Sie sind ein sonderbarer Spaßmacher!“ rief ich. „Wie kommen Sie zu dieser absurden Behauptung?“

„Erlauben Sie“, erwiderte der andre ge­fränkt, „ich werde das doch wohl wissen. Halten Sie mich etwa für einen Schwindler?“

Ich weiß nicht, ob wohl schon einmal ein Mensch in der gleichen Lage war wie ich, daß ihm einer gegenüber sitzt, der behauptet, gestorben zu sein, und daß man sich mit diesem über die Verwertung toter Meertiere zum Besten der Menschheit unterhält. Aus dem Außergewöhnlichen unsrer Lage heraus erklärt sich wohl auch, daß ich die dumme, absonderliche Frage an ihn richtete: „Ja, Mr. Willcox, woran sind Sie denn gestorben?“

Der Professor schien sich über meine Neugier nicht im mindesten zu wundern. Er stand auf, zeigte mir seinen Hinterkopf, der unter spärlichem Haar eine Wunde aufwies und antwortete:

„Eine Rahe wurde mir von einem Windstoß gegen den Kopf geschlagen. Das war mir selbst außerordentlich fatal, denn Sie werden gesehen haben, daß ich mit meinem Werke noch lange nicht am Ende bin. Ich habe einen großen Teil der Meere noch nicht befahren können und rechne, daß ich den Abschluß meiner Arbeit meinem Verleger vielleicht in dreihundertfünfzig Jahren werde vorlegen können. Sie verstehen, ich bin durchaus dafür, mir nunmehr alle Zeit zu nehmen. Doch Sie gestatten mir“ — Willcox grub die Nase in seine Manuskripte — „Ihnen weiter vorzutragen, wie es mir gelungen ist . . .“

Nun wurde mir die Sache doch zu bunt.

„Nichts gestatte ich“, rief ich, „ehe Sie mir nicht sagen, wie und mit welchem Recht Sie nachts hier auf die Yacht klettern, mein Herr, wenn Sie angeben, gestorben zu sein! Als Verstorbener ist Ihr Umherspazieren durchaus ungehörig; Sie sind zudem nicht mehr Besitzer

dieser Nacht, sondern diese ist von Ihren Erben an Mr. Smith verkauft worden.“

„Ganz recht“, gab der Professor zurück und nickte, „Mr. Smith hat von meinen Erben die Nacht gekauft, und er hat das gute Schiff leider verlassen.“

„Warum?“ warf ich ein.

„Ja, das frage ich mich auch,“ meinte Willcox achselzuckend. „Ich habe ihm nie etwas getan, obgleich ich ihm und seiner Bemannung ohne Mühe hätte das Genick umdrehen können. Ich habe den Leuten nur von meinen wissenschaftlichen Forschungen erzählt. Es ist mir zu einer lieben Gewohnheit geworden, nachts an Bord zu kommen und mich mitzuteilen. Ich möchte auch Ihnen . . .“

„Darf ich vorerst bitten?“

Schnell goß ich dem Besucher noch ein Wasserglas Cognak ein und ersuchte ihn listig, ehe er weiter über seine interessanten Berechnungen spreche, mir gehörig Bescheid zu tun.

Der Professor tat wieder einen guten Trunk, und da ich ihm rastlos zutrank, so blieb ihm keine Zeit, mich mit seinen Forschungen zu elenden. Einmal freilich schaute er mich plötzlich mißtrauisch durch seine Brillengläser an und sagte: „Sie werden mich dennoch weiter anhören müssen, da ich erst beim Morgengrauen heimkehre, und wenn Sie etwa daran denken sollten, die Kajüte zu verlassen, so würde ich Ihnen auf den Rücken springen und Sie erdroffeln.“

Diesem ungemütlichen Besucher gegenüber war also nichts zu machen, aber da ich im Korbe die nötige Menge Cognak zur Verfügung hatte, so versprach ich, mit Vergnügen bei ihm auszuharren, ja, ich bat ihn sogar höflichst, mir anzugeben, wieviel Billionen Meerwürmer wohl in der Nordsee leben möchten. Während er in seinen Manuskripten wühlte, goß ich ihm dauernd ein und ermunterte den Burschen so zum Trinken, daß er schließlich, eine unendlich lange Zahl murmelnd, den Kopf auf die Papiere sinken ließ.

Nun erhob ich mich leise, schlich zur Tür, die ich schnell hinter mir abschloß und rannte an Deck. Erst oben in der frischen Luft wurde mir wieder wohl. Es war klarer Mondenschein, die Wellen gingen wie fließendes Silber an den Bordwänden vorüber. Unter andern Umständen hätte ich die warme Sommernacht trotz meiner Müdigkeit am Ende genossen, aber heute war mir der Aufenthalt auf diesem verwun-

senen Schiff weniger angenehm. Hatte ich es mit einem Irrsinnigen zu tun? Wie aber hätte sich der auf dem kleinen Schiff versteckt halten können, wo ich doch alle Räume abgesehen hatte, oder wie hätte er gar mitten im Ozean an Bord kommen sollen? Nein, dieser sonderbare Besucher hatte am Ende doch recht, wenn er sich mir als Geist des seligen Professors Willcox vorstellte. Sie wissen, meine Herrschaften, ich bin viel zu nüchtern und glaube absolut nicht an Gespenster, und mit Geistern, die auf Kirchhöfen spazieren gehen, in alten Schlössern herumseufzen oder an Kreuzwegen feurige Augen rollen, würde ich schon fertig werden. Aber der Teufel selbst wäre vor diesem entsetzlichen Statistiker ausgerissen. Denken Sie doch, ein Gespenst, das Meerwürmer zählt. Man kann sich nichts Blödsinnigeres vorstellen, und wenn dieser Professor wirklich jede Nacht an Bord kam und aus seinem Werke vortrug, dann konnte ich freilich verstehen, daß Herr Smith das Boot im Stich ließ.

Natürlich wollte ich irgendeine vernünftige Erklärung meines nächtlichen Erlebnisses finden, und vor allem abwarten, was werden würde, wenn der gespenstische Professor aus seinem Cognakrausch auffuhr. Darum hielt ich mich wach und verlor die Treppe nach dem Inneren nicht aus dem Auge. Mr. Willcox, den ich ja der Sicherheit halber auch noch eingesperrt hatte, schien wirklich eingeschlafen, denn er ließ sich nicht blicken, auch als die Sonne bereits am Himmel stand. Nun gab ich der großherzoglichen Nacht das verabredete Signal, und bald darauf stieß drüben das Boot ab, das mich aufnehmen sollte.

Von zwei Matrosen begleitet, stieg ich noch einmal nach der Kajüte hinunter. Wir fanden sie verschlossen, wie ich sie in der Nacht verlassen. Ich öffnete behutsam, sie war leer. Der Professor, seine Manuskripte, alles spurlos verschwunden! Nur die ausgetrunkenen Gläser und die Cognakflaschen standen noch auf dem Tische. Wir durchsuchten nochmals die Nacht, vom Kiel bis zum Deck, nicht das geringste Zeichen der Anwesenheit des Mr. Willcox war mehr zu finden.

Da sich das Schleppen der Nacht bei einsetzendem stärkeren Seegang als untunlich erwies, warfen wir die Trosse ab, überließen das Boot seinem Schicksal, und verloren es bald aus dem Auge. Aber was sagen Sie dazu, es scheint



In der Nacht vom 30. zum 31. Dezember 1930 brach in dem idyllisch gelegenen Bergdorf „Gretschinz“ (Kanton St. Gallen) Feuer aus, welches,

durch den Föhn begünstigt, rasch um sich griff und dabei 5 Wohnhäuser und 2 Scheunen zerstörte.

Phot. Jul. Buchmann, Grabs.

wirklich, daß der tote Professor noch immer auf dem Meere herumkreuzt, um dessen Bewohner zu zählen. Ich fürchte, dieser Kerl will wahrhaftig einige Jahrhunderte die See durchstreifen. Vielleicht, ich weiß nicht, macht der Trieb, etwas zu erforschen und der Menschheit zu dienen, ein Wesen unsterblich. So, das ist meine Geschichte.“

Kapitän Sörensen schwieg und griff zum dampfenden Grog, den ihm der Steward eben hingeseht.

Die junge Baronin Dörnberg sah der Reihe nach die Herren an, die nicht recht wußten, was

sie mit dem tollen Zeug anfangen sollten. Endlich meinte sie lächelnd:

„Ja, Kapitän, das alles kommt mir doch etwas unwahrscheinlich vor.“

„Mir auch“, antwortete Sörensen ruhig.

„Aber nun, bitte, wie erklären Sie sich denn das Ganze?“ Sie schlug ungeduldig auf den Rand ihres Stuhles. „War das nun also ein Gespenst, oder war es keins? Waren Sie nüchtern oder hatten Sie...?“

„Eja“, gab der Kapitän zurück und zuckte die Achseln. „Am Bug des Schoners stand mit großen Buchstaben der Name: Frag' mich nicht.“

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruhet die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendsfunken,
Wie auf einem Totenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht.
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen,
Und sie tanzen freudewild und singen
Ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor.

Plötzlich auf dem Horizonte lauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Saben sich in angstverwornen Scharen
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See.

Rif. Lenau.

Vom Werden und Vergehen der Berge.

Von Adolf Hartmann.

Fast jedes Jahr erschreckt uns die Kunde, daß eine Erdkatastrophe, ein Bergsturz, ein Erdbeben oder ein Vulkanausbruch in irgend einem Lande Hunderte oder gar Tausende von Menschen vernichtet hat. Selbst in unserem Lande sind derartige Ereignisse schon vorgekommen. 1356 zerstörte ein Erdbeben einen großen Teil der Stadt Basel; 1806 wurden durch den Bergsturz von Goldau 457 und 1881 durch denjenigen von Elm 115 Menschen von der Felsmasse begraben. Jedes Jahr ereignen sich in der Schweiz über 30 schwache Erdbeben, die meist gefahrlos verlaufen, jeden Augenblick aber

zur Katastrophe auszuwachsen können.

Neben diesen uns erschreckenden und unser Leben gefährdenden Ereignissen spielen sich aber an unserer Erdrinde unzählige Veränderungen ab, deren Folgen für die gesamte Erde und ihre Bewohner noch unendlich viel wichtiger sind. Die heutigen Berge werden durch scheinbare kleine Veränderungen abgetragen, Täler, Seen und Meere ausgefüllt und neue Gebirge gebildet. Gewaltige Naturkräfte arbeiten beständig an diesen riesigen Erdbewegungen, und wir merken es kaum. Wie ist denn das möglich?

Ein großer Teil des als Regen und Schnee